

Zeitschrift: Neues Berner Taschenbuch

Herausgeber: Freunde vaterländischer Geschichte

Band: 24 (1918)

Artikel: Totenkult in vorgeschichtlicher Zeit : Antrittsvorlesung

Autor: Tschumi,O.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-129216>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 01.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Totenkult in vorgeschichtlicher Zeit.

Antrittsvorlesung von Dr. O. Tschumi, Ph.-D.

Ein vielfach noch unabgeklärtes Kapitel der vorgeschichtlichen Forschung bildet der Totenkult. Ein Gang durch die Vorgeschichte mag dies beleuchten:

Palaeolithische Zeit.

Mit dem Auftauchen der ersten Menschen in Europa setzen auch die Anfänge eines Totenkultes ein. Zeugen hierfür sind nicht alle festgestellten Skelettreste, sondern erst die einwandfrei nachgewiesenen Gräber, die sich durch Anlage und eine Reihe von Einzelmerkmalen als solche kennzeichnen. So haben wir aus der ältesten Kulturepoche, dem Cheléen, wohl Knochenfunde, aber keine Gräber. Die ersten sichern Spuren eines Totenkultes gehen in die jüngere Epoche des Moustérien. Der Mensch lebte damals in der letzten Eiszeit, die mit ihren Eismassen über Europa hereingeflutet war. Er suchte Schutz vor der Witterung in Höhlen und unter Felsenschirmen, den sogen. abris sous roche. Die ganze Ausrüstung dieser Naturmenschen bestand aus Steinwerkzeugen und vermutlich Holzwaffen, die sich nicht erhalten haben. Den Schlüssel zu ihrer seelischen Beschaffenheit bietet uns das Studium der heutigen Naturvölker. So wenig wir uns bei diesen verwundern, wenn sie ihre Toten nach heiligen Bräü-

chen bestatten seien, so wenig wird uns daher der Totenkult bei den vorgeschichtlichen Naturvölkern überraschen.

Totenkult beruht auf religiösen Vorstellungen. Religion ist das Verhältnis zwischen Mensch und Gott, in jeder denkbaren Form. Sobald der Naturmensch dieser Zeit sich mit religiösen Fragen zu beschäftigen begann, erhob er sich über die tierische Stufe auf die Höhe eines fühlenden und denkenden Wesens und vollzog einen wichtigen Schritt für die Entwicklung der Menschheit.

Nicht weit von den Wohnsätzen der Lebenden finden wir die Grabstätten der Verstorbenen. Manchmal sind sie in den Wohnhöhlen oder an deren Ausgang. Im ganzen sind bis jetzt kaum 30 quartäre Gräber gefunden worden, eine verhältnismäßig kleine Zahl für die großen Zeiträume der palaeolithischen Epochen. Noch vor kurzer Zeit war daher die Existenz eines quartären Totenkultes bestritten. Erst die Funde von Grimaldi haben den untrüglichen Beweis geliefert.

In La Chapelle aux Saints (Dep. Corrèze) fand sich der Tote in einem regelrechten Grabe von 1,45 Meter Länge, 1 Meter Breite und 0,3 Meter Tiefe. Unter den Beigaben sind Ockerfragmente, die sich hier zum ersten Male vorfinden. Über die Bedeutung dieser Ockerstücke herrscht heute noch keine Einigkeit. Die einfachste Erklärung scheint zu sein, daß dem Toten der Farbstoff mitgegeben wurde, mit welchem er seine Holzwaffen und Gegenstände zu färben pflegte, was wir aus ethnographischen Parallelen schließen.

Das Skelett I von La Ferrassie (Dordogne) war auf den flachen Boden gebeitet, über das Haupt und auf die Schultern aber hatte man je eine Steinplatte als Schutz gelegt. Der Tote befand sich in der sogen. liegenden Hockerstellung, einer rituellen Bestattungsart. Ein zweites Skelett von La Ferrassie wies die sitzende Hockerstellung auf. Unter der Hockerstellung versteht man die künstliche Lage eines Toten, die Schenkel leicht angezogen oder auf den Leib gebunden. Dies geschieht durch eine Art Fesselung, indem die Glieder auf den Rumpf gebunden werden, noch bevor die Totenstarre eingetreten ist. Der liegende Hocker erscheint mit stark angezogenen Beinen auf der Seite liegend; bei dem sitzenden Hocker befinden sich die Schenkel auf der Höhe der Brust. Lange hat man sich über die Gründe dieser Bestattung gestritten. Trohon sah darin die Lage des Foetus; der Tote geht im Schoze der mütterlichen Erde der Wiedergeburt entgegen. Virchow stellte für die Hocker der neolithischen Zeit das Bestreben nach Raumersparnis als Ursache dieser Bestattung hin. Naville und Forrer sahen darin die Stellung des Schläfers, welcher der Auferstehung harrt. Am einleuchtendsten und durch ethnographische Parallelen vielfach gestützt ist die Erklärung Schötensacks, der annimmt, daß die Furcht vor der Wiederkehr der Toten die Ursache der Hockerbestattung sei. Der Ethnolog Andree führte zur Bekräftigung dieser Erklärung die Gebräuche der heutigen Naturvölker an. Wenn der ostafrikanische Wagogo seinen Hocker bestattet, ruft er ihm ins Grab nach: „Beunruhige die Zurückgebliebenen nicht!“ Un-

sere moderne Gespensterfurcht wäre demnach nur ein Überbleibsel uralter Vorstellungen.

Die wichtigsten Aufschlüsse über paleolithischen Totenkult lieferten die Gräber von Grimaldi in der Nähe von Mentone.

In vier Höhlen wurden 16 Gräber der Aurignacienperiode aufgedeckt, bei deren Untersuchung man folgende Vorkommnisse feststellen konnte:

1. Die Toten wurden oft in die Asche des Herdes beigesetzt; gelegentlich errichtete man ihnen große Gruben, in denen mehrere Individuen zu ruhen kamen.

2. Das Grubengrab wurde manchmal ersetzt durch primitive Steinkisten; diese bestanden aus Einfassungssteinen, über welche eine Querplatte zu liegen kam. Diese schützte bald die obere, bald die untere Körperhälfte, aber nie den ganzen Körper.

3. Die Toten wurden häufig auf ein Lager von pulverisiertem Eisenrötel gebettet, mit dem sie vielleicht auch bestreut wurden. Nach der Verwesung schlug sich dieser auf Knochen und Beigaben und färbte sie. Die Vermutung von einer vorgängigen Entfleischung der Knochen und nachheriger künstlicher Färbung ist unhaltbar; dies beweist die genaue anatomische Zusammenlagerung der Knochen.

4. Die Toten hatten Schmuck am Kopfe, Halse, auf der Brust, an Arm- und Handgelenken und an den Knien. Es bestand dieser Schmuck aus durchbohrten Seemuscheln, Schnecken, Hirschzähnen, Fischwirbeln, zierlich geformten Knochelchen; diese wurden in sorgfältiger reihenweiser Anordnung gefunden.

5. Die übrigen Beigaben, meistens Werkzeuge aus Feuerstein und Knochen, lagen auf der öbern Seite des Körpers, mehrmals bei oder in der linken Hand.

6. Die Toten wurden sowohl in der Hockerstellung als in der gestreckten Lage begraben.

Von diesen Einzelheiten interessieren uns namentlich die Bestattung von Toten auf dem Herde; die Ueberlebenden scheinen nicht nur keinen Anstoß an der Gegenwart dieser Verstorbenen in ihrer nächsten Nähe genommen, sondern die enge Verbindung von Herd und Totenstätte gesucht zu haben. Fast hat es den Anschein, als ob die Vermutung Joseph Déchelette's richtig sei, der darin den Keim zu dem alten Kultus der Hausgötter erblickt, welcher bei den Völkern des klassischen Altertums die Grundlage der Familie und des Staates bildete.

In den primitiven Steinkisten erkennen wir unschwer die Vorläufer der Steinkistengräber der neolithischen Zeit.

Der Eisenrötel entspricht dem in andern Gräbern nachgewiesenen Ocker und vermittelte wohl den Toten den notwendigen Farbstoff.

Zum ersten Mal tritt reicher Schmuck bei den Toten auf. Die Schnecken, Tierzähne und Knöchelchen sind sämtliche durchbohrt und waren offenbar, wie aus der sorgfältigen Anordnung hervorgeht, aufgenähter Schmuckbesatz. Wenn die Toten auch Waffen und Werkzeuge aus Stein und Knochen mitbekommen, so weist dies alles auf die Idee von dem Fortleben des Menschen nach dem Tode hin. Der Tote wurde mit allem, was ihm nützlich und

lieb war, ausgestattet. Andererseits suchte man ihm die Wiederkehr zu verunmöglichen, wie aus der Hockerbestattung hervorgeht, wenn wir auf die ethnographischen Hinweise abstellen dürfen.

Aus dieser kurzen Darlegung der Totenriten der ältern Steinzeit geht hervor, daß von einem Totenkult in dieser Zeit gesprochen werden darf. Manche unabgeklärte Fragen können durch neue Funde und deren sorgfältige Untersuchung aufgehellt werden, andere wird man mangels schriftlicher Kunde wohl nie lösen können.

Um Uebergang von der palaeolithischen zur neolithischen Zeit findet sich eine merkwürdige Bestattungsform, die sogen. Schädelbestattung. Sie wurde in der Osnethöhle bei Nördlingen durch Schmidt festgestellt. In der Azylienschicht fanden sich zwei kreisförmige Schädelbestattungen, die auf einer mit Ocker durchsetzten Erdschicht ruhten und mit einer solchen bedeckt waren. Die größere Anlage enthielt 27, die kleinere 6 Schädel. Alle waren gegen Westen gerichtet. In der Mehrheit waren es Kinder und Frauen. Diese trugen reichen Halsschmuck aus durchbohrten Hirschzähnen und Schnecken. Die Männer entbehrten des Schmuckes, ihnen hatte man Feuersteinwerkzeuge mitgegeben.

Es liegt hier also ein neuer Ritus vor, die Teilbestattung. Denn von den übrigen Körperknochen fanden sich außer einigen verkahlteten Knochenstücklein keine Spuren. Ferner ist dies ersichtlich aus den Beigaben, sowie aus dem Vorhandensein der Kiefer und der obersten Halswirbel in genauer anatomischer Lagerung. Die Bestattung mußte also

vor der Verwesung der Toten stattgefunden haben. Ein fernerer Umstand darf nicht übersehen werden. Die im Innern der Gruben liegenden Schädel waren nahe aneinander geschoben und daher verschoben, während die äußern sehr gut erhalten waren. Sie sind demnach nicht zur gleichen Zeit, sondern allmählich beigesetzt worden, indem man den Kreis weiter zog und die innern Schädel zusammenrückte.

Daß es sich hier um eine Art Schädelkult handelt, liegt sehr nahe. Die Ethnologie liefert uns wieder Parallelen. Auf den Andamanen tragen z. B. die Witwen die Schädel der verstorbenen Gatten lange mit sich herum; diejenigen der Häuptlinge genießen so große Verehrung, daß man sie sorgfältig aufbewahrt und ihnen Schutzwirkung zugesprochen wird. In den Beinhäusern des Kantons Wallis, die in oder in der Nähe der Kirchen zu sehen sind, werden die Schädel der Verstorbenen zu monumentalen Totenwänden aufgestapelt, und die Vermutung drängt sich auf, daß wir Nachwirkungen eines uralten Schädelkultes vor uns haben.

Neolithische Zeit.

In der jüngern Steinzeit treffen wir eine Fülle von verschiedenartigen Gräberanlagen und Riten, die in keiner andern vorgeschichtlichen Periode mehr erreicht wird. Die Totenverehrung entwickelt sich aufs höchste und läßt eine Menge von Bestattungsgebräuchen entstehen, in deren Sinn wir nicht immer einzudringen vermögen.

Wir unterscheiden Gräber in bloßer Erde, Gräber in Höhlen, teils natürlicher, teils künstlicher Art,

die sogen. Dolmen und Ganggräber und schließlich die Steinkistengräber. Der Mittelpunkt der neolithischen Flachgräber ist der Mittelrhein in der Gegend von Worms. Dort wurden von Köhl fünf größere Gräberfelder aufgedeckt, in denen die Toten als liegende wie als sitzende Hocker sowie in gestreckter Lage bestattet wurden. Als neue Beigabe erscheint in großer Zahl das Tongefäß, das der palaeolithischen Nomadenbevölkerung fehlte und erst mit Beginn der Sesshaftigkeit des Menschen seinen Einzug hält. Eine weitere Beigabe, insbesondere in den Frauengräbern, entsprang dem Kulturfortschritt der Neolithiker; es sind die Handmühlen. Die neolithischen Stämme trieben Ackerbau und verstanden die Verarbeitung des Getreidekorns zu Mehl. Diese Arbeit lag, wie wir aus den Grabvorkommnissen schließen, den Frauen ob.

Diese neolithischen Gräber in natürlichen Höhlen sind in Süd- und Mittelfrankreich stark verbreitet. Einige von ihnen, wie die Höhle von Baumes-Chaudes (Lozère), können als Kollektivgräber oder Ossuarien bezeichnet werden. In dieser Höhle lagen beispielsweise die Knochen von 300 Individuen durcheinander, zu Haufen geschichtet. Die Höhle de l'Homme Mort (Lozère) wies ungefähr 50 Individuen auf. Die Beigaben waren außerordentlich spärlich.

Die künstlichen Totengräber der neolithischen Zeit finden sich hauptsächlich im Tale der Marné. Es sind in den Felsen eingegrabene Totenkammern, 1—3 Meter im Geviert; oft tritt man erst in einen Vorraum, bevor man zur eigentlichen Totengröße gelangt. Sie stellen alle Massengräber dar mit etwa

2000 Individuen insgesamt; die Toten oft reihenweise geschichtet, mit einem kleinen Gang dazwischen, manchmal übereinander; die Körper waren dann durch Steinplatten oder eine Sandschicht getrennt. Sehr oft wurde festgestellt, daß sie in eine Schicht aus Asche und feiner Erde eingehüllt waren. Die Beigaben umfaßten Artefakte aus Silex und Jadeit, Messer, Schaber und Pfeilspitzen aus Feuerstein, Schmuck aus Bernsteinperlen und durchbohrten Schädelstücken, die von der Trepanation herrührten.

Damit stoßen wir auf einen neuen Ritus: die Trepanation oder Schädelbohrung. Nach Broca hat man zu unterscheiden zwischen Trepanation der Lebenden und Trepanation der Toten. Darunter versteht man das Aussägen von kleinen runden Knochenstücken aus dem menschlichen Schädel, welche in der Folge als Amulette dienten. Diese Schädelstücke sind oft durchbohrt, manchmal mit konzentrischen Kreisen verziert und finden sich zahlreich auf den Schädeln der Toten, welche eine Trepanation zu Lebzeiten durchgemacht hatten. Nach Broca ist die Trepanation auf folgende Vorstellung zurückzuführen. Die Individuen, welche zu Lebzeiten mit Erfolg trepaniert worden waren, erfreuten sich eines solchen Ansehens, daß man nach ihrem Tode die Schädel in viele kleine Stücke trepanierte und diese als geheiligte Talismane verehrte. Die Volkskunde gibt uns ein Analogon; bei kulturell zurückgebliebenen Völkern Osteuropas genießt ein wie durch ein Wunder der Todesgefahr Entgangener übermenschliches Ansehen. So konnten die mit Erfolg Trepanierten in der neo-

lithischen Zeit angesehen sein. Die Trepanation wird übrigens heute noch bei den Naturvölkern, z. B. im Bismarck-Archipel, geübt und zwar bei Schädelverletzungen wie bei Krankheiten, die vom Gehirn ausgehen.

Die Frage nach dem eigentlichen Sinn der neolithischen posthumen Trepanation bleibt trotzdem eines der vielen unabgeklärten Probleme der Vorgeschichte.

Einzigartig sind die sogen. Dolmengräber, deren klassisches Verbreitungsgebiet Frankreich ist. Die Zahl der französischen Dolmengräber übersteigt das vierte Tausend. Am dichtesten sind sie im Süden und im Westen, wo die Bretagne den Hauptanteil trägt. Die Dolmen bestehen aus großen Steinblöcken, über welche eine mächtige Steinplatte gelegt wurde, deren innere Seite verebnet war. In ihrem Innern wurden die Toten bestattet. Nach der Beisetzung pflegte man das gewaltige Grabmal mit Erde zu überschütten. Mit ihnen verwandt sind die Ganggräber, bei denen gedeckte Gänge ins eigentliche Grab führen. Das Ganggrab auf der Insel Gavrinis (Morbihan) weist eine Länge von 12,5 Metern und eine Breite von 1,4 Metern auf. Es handelt sich hier oft um eigentliche Familien- oder Stammgräber. In einem Dolmen von Port-Blanc (Morbihan) lagen etwa 50 Skelette in zwei Reihen, die durch flache Steine voneinander getrennt waren. Sie blieben hie und da noch in späterer Zeit im Gebrauch; wir stoßen nämlich gelegentlich auf Gräber mit einem neuen Ritus, der Totenverbrennung, welche erst im Zeitalter der Bronze allgemein wurde.

In Skandinavien nennt man die großen Dolmen Riesenstüben. In diesen Megalithgräbern stehen wir auch vor neuen Riten. So hat man in den nordischen Dolmen vielfache Spuren von Feuer gefunden, die aber nicht zur Verbrennung der Leiche dienten, sondern Ritualfeuer gewesen sein müssen. Die Spuren solcher Totenfeuer lassen sich noch in den späteren Epochen der Vorgeschichte, bis in die Latènezeit hinein verfolgen, und wir dürfen zu ihrer Erklärung an die heute noch geltende Sitte erinnern, den Verstorbenen zu Hängten Herzen aufzustecken und brennen zu lassen.

Diese Gräber beweisen uns auch, daß die Nachbestattung geübt wurde. Wenn der erste Tote seine Ruhestätte gefunden hatte, mußte er späteren Toten Platz machen; Schädel und Knochen wurden zusammengeschoben in einen Winkel und der Ehrenplatz dem Neuverstorbenen eingeräumt. In diesen Massengräbern sind die Beigaben spärlicher; das alles läßt auf eine Wandlung in den religiösen Vorstellungen schließen. Das Grab ist nicht mehr die Wohnung des Toten, wo er weiter lebt und wirkt mit all seinen Waffen, Werkzeugen und Schmuck. Wir haben vielmehr deutliche Anhaltspunkte dafür, daß die Vorstellung aufkommt, der Tote gehe in ein fernes Land und man müsse ihn für diese Reise ausrüsten. In den Dolmengräbern der Seine et Oise kam auf weiblichen Schädeln die sogen. T=narbe vor; sie muß zu Lebzeiten des Individuums als flache Narbe von T=form in den Schädel eingeschabt worden sein. Derartige Verstümmelungen in Form eines Kreuzes sind schon bei den Völkern des Altertums in Libyen z. B. und bei heutigen Naturvölkern auf den Kan-

rischen Inseln nachzuweisen. Es wird ihnen bald eine Heilwirkung zugeschrieben, oder dann ist es ein Weihezeichen oder eine einfache Verzierung.

In der Schweiz haben wir Kenntnis von zwei dolmenartigen Grabanlagen. Die eine ist das Ossuarium von Auvernier. Dieses unterirdische Steinlistengrab bestand aus einer mittleren Kammer, an die sich Seitengänge schlossen. In der Hauptkammer wurden die Toten bestattet, indem man die Schädel der Wand entlang aufstellte und die Langknochen in dem Raum dazwischen ausbreitete. Durch dieses Rorcommis wurde man auf einen neuen Ritus aufmerksam: die Totenentsfleischung. Sie bestand darin, daß man die Toten durch künstliche Mittel zu entfleischen suchte und erst zum Begräbnis schritt, wenn der Körper in ein Skelett übergegangen war. Denn in dem Knochengrabe von Auvernier ist keine Spur der gewöhnlichen Bestattung zu finden, bei der man den Toten in anatomisch genauer Lagerung mit Beigaben vorfindet, sondern die Toten sind offenbar außerhalb des Gräbes in Skelette verwandelt und dann erst bestattet worden. Die Sitte der Entfleischung üben z. B. die Dajak auf Borneo. Sie betrachten die Verwesung als eine Besleckung der Seele. Man muß den Toten davon befreien, damit er seine letzte Behausung gewinnen kann. Deshalb setzen sie ihn der Witterung aus, und erst dann darf die definitive Beisehung erfolgen. Bis dahin ist der Verstorbene nicht ganz gestorben, seine Seele irrt umher und stiftet Schaden an. Man muß ihm mit Opfergaben zu versöhnen suchen. Erst nach der vollen Entfleischung werden die Knochen gewaschen und im Grabe bestattet.

Das Dolmengrab von Aesch (Ruine Tschäppäperli) bildete ebenfalls eine rechteckige Kammer, welche die Körper von 25 Personen verschiedenen Alters und Geschlechtes barg. Bei jeder neuen Bestattung wurden die Überreste der früheren an die Ränder geschoben, damit der Letztlebende in der Mitte Platz nehmen konnte.

Die letzte Grabanlage der neolithischen Zeit sind die sogen. Steinkisten, die über ganz Europa verbreitet waren. In der Schweiz treffen wir sie am Genfersee in sechs verschiedenen Grabfeldern von manchmal großer Ausdehnung, ferner in Glis bei Brig und ein mutmaßlicher Ausläufer davon ist das Hockergrab von Niederried am Brienzersee. Die Gräber sind Steinkisten von rechteckiger oder Trapezform. Oft fragt die Deckplatte über die Seitenplatten vor. Ihre Länge erreicht durchschnittlich einen Meter. Daraus geht hervor, daß die Toten nicht in natürlich gestreckter Lage, sondern als Hocker beerdigt werden mußten.

In diesen Hockergräbern kommen recht häufig zwei Skelette vor, die gleichzeitig bestattet worden sein müssen, wie aus der vollständig richtigen anatomischen Lagerung der Skelette hervorgeht, die aufeinander ruhten. Diese beiden trennt gewöhnlich ein großer Altersunterschied. So kommen neben einem jugendlichen männlichen Skelette eine erwachsene Frau und neben einem bejahrten Manne ein junges Weib vor. Meistens war der Mann zuerst in das Grab gelegt worden. O. Schrader erklärt dies als eine Totenhochzeit, die auf der Ansicht beruht, daß die Toten ohne Gattin im Jenseits keine Stätte

haben. Deswegen mußte dem Manne eine Frau ins Grab folgen, sogar dem unerwachsenen Manne, wo bei dann zu der Opferung einer betagten Frau geschritten wurde. Auf ähnliche Ideen wäre das Totenopfer der indischen Frauen zurückzuführen, die dem verstorbenen Gatten auf den Scheiterhaufen zu folgen pflegten.

In den Steinkistengräbern der Schweiz wurden wiederholt Kohlenspuren in- und außerhalb der Gräber gefunden, welche wahrscheinlich auf die schon früher erwähnten Totenfeuer zurückgehen.

Bronzezeit.

Der hauptsächlichste Ritus war in der jüngern Steinzeit die Bestattung gewesen. Vereinzelt, z. B. in der Bretagne, war aber schon die Totenverbrennung aufgetreten. Dieser Brauch wird nun in Westeuropa in der Bronzezeit immer häufiger. In der Schweiz bestand Bestattung und Totenbrand nebenaander. Im Osten des Landes huldigten die Menschen der Verbrennung, der Westen blieb der Bestattung treu. Die Grenze bildete die Alare.

Die Asche des Toten wird in eine Urne niedergelegt. Daneben kommen die Beigaben, Waffen, Werkzeuge und Schmuck, die jetzt aus Bronze verfertigt sind. Darüber errichten die Überlebenden einen Steinkern und schütten ihn mit Erde zu: es entsteht eine neue Grabform, der Tumulus oder Grabhügel.

Die reichsten Bronzezeitgräber sind die Schachtgräber auf der Akropolis von Mykenae. Sie waren in einer eigentlichen Totenstätte errichtet

worden, die durch einen Wall aus Erde mit Steinplattenverkleidung abgeschlossen war. Die Gräber der Männer trugen skulpierte Stelen, die der Frauen einfache glatte Steine. Alle Stelen waren gegen Westen gerichtet. In den Frauengräbern fehlten die Waffen; allen gemeinsam war ein märchenhafter Goldschmuck. Goldene Diademe schmückten die Stirnen, goldene Kreuze lagen auf den Gewändern, Ohrgehänge, Nadeln und Ketten aus Gold waren beigegeben. Berühmt geworden sind die goldenen Gesichtsmasken, die in einzelnen Gräbern zum Vorschein kamen. Darstellungen der Paläste, welche die Verstorbenen zu bewohnen pflegten, fehlten nicht. Auch sind Spuren von Menschenopfern vorhanden, welche den 19 Toten der sechs Gräber von Mykenae geopfert worden waren.

Alle diese Beigaben weisen auf die Vorstellung hin, die wir schon kennen gelernt haben, auf die Fortdauer des Lebens im Grabe. In dem Palaste, der in zierlicher Verkleinerung aus Gold wie ein Spielzeug ins Grab gelegt wird, lebt der Tote weiter. Ihm umgeben die Diener, welche ihm in den Tod folgen mußten. Waffen, Werkzeug und Schmuck mangeln ihm nicht. Auf einem Altar, der sich über dem vierten Grabe erhob, wurden ihm Speiss- und Trankopfer dargebracht. In den gleichen Ideenkreis gehören die Hausurnen der italienischen Bronzezeitgräber, welche dem Toten seine Behausung in verkleinerter Form darstellten und zugleich als Behälter seiner Asche dienten.

Eine Beigabe scheint aber mit einer neuen Vorstellung zusammenzuhängen. Die Gesichtsmasken

sollten vielleicht in ähnlicher Weise wie die Totenstatuen der Aegypter die fliehende Seele des Verstorbenen aufnehmen. Zur Erklärung diene folgendes Vorkommnis: Ein kretisches Ossuarium in der Nähe von Haghia Triada weist die Eigentümlichkeit auf, daß die Beigaben der Toten nicht in den gemeinsamen Grabraum, sondern in einen abgesonderten Raum niedergelegt wurden. Daraus darf man wohl auf die Vorstellung schließen, daß die Seele des Verstorbenen nach beendigter Verwesung des Toten das eigentliche Grab verlässe und sich in den Raum zurückziehe, wo die Weihgaben aufgestellt sind.

In Kreta wie bei den früher erwähnten Dajak finden wir also die Vorstellung, daß die Seele im Körper nur so lange bleibe, als die Verwesung andauere. Wir brauchen nur noch einen Schritt weiter zu gehen, so kommen wir zum Totenbrand, dessen Ursprung sehr umstritten ist. Es wird die Seele am ehesten befreit, wenn man den Körper dem Feuer aussetzt. Nach andern Erklärungen war es vielmehr die Furcht vor der Wiederkehr der Toten, die zum Verbrennen der Verstorbenen führte, eine Vorstellung ähnlich derjenigen, welche der Hockerbestattung zu Grunde gelegen haben möchte.

Hallstattzeit.

In der Hallstattzeit oder der ältern Eisenzeit haben wir ebenfalls eine Reihe interessanter Vorkommnisse. Als Quelle dient uns zunächst das Gräberfeld von Hallstatt selbst, das 993 Gräber aufwies. Davon enthielten 525 Bestattung, 455 Totenbrand. Die beiden Riten sind also

annähernd gleich stark vertreten! Einige in der Bronzezeit noch herrschenden Totengebräuche treten nur noch vereinzelt auf. Die Hockerbestattung z. B. ist nur noch einmal nachgewiesen. Die Toten werden meistens nur noch in die Erde gelegt und mit solcher zugedeckt. Mitunter bettete man sie auf große Steine oder den Kopf auf eine Steinplatte. Muldenförmige Särge aus Ton fanden sich in neun Fällen. Die Richtung der Gräber ist gewöhnlich von Osten nach Westen, so daß das Antlitz der aufgehenden Sonne zugewendet war.

Auch die Bestattung von Mann und Frau zusammen ist insgesamt nur viermal festgestellt worden.

Unter den Vorkommnissen ist die Teilverbrennung zu erwähnen. Es kam vor, daß den Skeletten einzelne Teile des Körpers wie Kopf oder Beine fehlten, während sich neben dem Toten ein kleines Häuflein Asche vorsand. Dreimal lag der Schädel mit Beigaben auf den Brandresten des übrigen Körpers oder dann wurde der Körper ohne Schädel bestattet und die Aschenreste sorgfältig neben dem Toten aufbewahrt. Möglicherweise liegt hier ein Aufflackern jener Totenritte vor, die wir in der Schädelbestattung der Ofnethöhle schon kennen gelernt haben. Es würde sich dann wieder erweisen, wie den alten Sagen von kopflosen Gespenstern oder dem Jäger ohne Haupt ein historischer Kern zu Grunde liegt, und wie sich die Erinnerung an diesen alten Brauch nie ganz hat verwischen können.

Auch die schweizerischen Gräber kommen zur Feststellung neuer Totengebräuche in Betracht. Wir

müssen unterscheiden zwischen den Grabhügeln des Mittellandes und den Flachgräbern des Rhein-, Rhone- und Tessintales.

In den Grabhügeln oder Tumuli kommt die Totenbestattung wie die Verbrennung vor. Diese Grabhügel sind von verschiedener Größe, einige selte ne erreichen die Höhe von zwei bis drei Metern und haben einen Durchmesser von 20 Metern. Der Tote wurde am Orte verbrannt, wo ihm der Grabhügel errichtet werden sollte, oder dann außerhalb desselben. Dann sammelte man die Asche und die Knochenreste sorgfältig und legte sie in die Urne. Neben diese kamen die Totenbeigaben, die sich auch hier auf Waffen, Werkzeuge und Schmuck erstrecken. Ueber diesem eigentlichen Grab wurde ein Steinfern errichtet, manchmal auch ein Plattendrag und das Ganze mit Erde überschüttet. Oft findet man in diesen Grabhügeln Scherben, die offenbar rituelle Bedeutung haben. Anlässlich der Frage, warum in den Totengräbern Scherben von Gefäßen vorkommen, haben Gelehrte auf die Anschauungen der Naturvölker hingewiesen. Der Tote, und alles, was mit ihm in Berührung kommt, ist nach einem polynesischen Ausdrucke tabu, d. h. geheiligt und gefährlich zugleich. Durch Reinigungszeremonien, zu denen offensichtlich auch das Zerbrechen der Gefäße gehört, wird dieser Zauber gebrochen, und die Ueberlebenden bleiben unbehelligt. Es ist nicht ausgeschlossen, daß der alte Studentenbrauch, bei der Totenfeier das Glas zu Ehren des Toten zu zerschlagen, auf diese Vorstellung zurückgeht, wobei an die Stelle des mystischen das symbolische Moment getreten wäre.

Neben den eigentlichen Beigaben finden sich Gefäße, die wohl Getränke enthielten; ebenso sind größere Fleischstücke sowie Opfertiere, hauptsächlich Ochsen und Schweine, in den Grabhügeln von Lunkhofen nachgewiesen worden. Damit hebt sich immer deutlicher die Vorstellung ab von der großen Reise, welche der Tote anzutreten hat. Dazu braucht er nicht nur Waffen, Werkzeuge und Schmuck, sondern auch Vorräte und letzten Endes den Wagen. Grabhügel, in denen dem Toten ein Wagen mitgegeben wurde, kennt man in der Schweiz fünf. In einem Grabhügel von Ins wurde der Tote in einem solchen zweirädrigen Wagen, wohl Kriegswagen, bestattet. Dass dieser Brauch nicht allgemein war, ist leicht begreiflich. Wir finden denn auch oft statt des Wagens nur ein oder mehrere Räder und schliesslich begnügte man sich mit Radreifen. Ähnliche Vorstellungen waren im Norden lebendig. Dort wurden in der jüngern Eisenzeit die Toten nicht selten in Schiffen oder Booten bestattet. Oft wurde das Schiff mit einem mächtigen Hügel zugedeckt.

Mit der jüngern Eisen- oder Latènezeit sind wir am Ende der vorgeschichtlichen Zeit angelangt. Wir stehen an der Schwelle der Geschichte. Zu den stummen Funden, die zwar auch ihre Sprache reden, treten die ersten geschichtlichen Nachrichten. In Mittel- und Westeuropa herrschten die Kelten, im Osten schwang sich das griechische Volk zu einer unerreichten künstlerischen Höhe empor, und im Süden bereitete sich Rom zur künftigen Beherrscherin der Welt vor.

In der ersten Zeit herrscht das Flachgrab mit Totenbestattung vor; zwar findet es sich nicht vereinzelt, sondern es treten förmlich Nekropolen auf. Daneben werden noch Grabhügel aufgeworfen, namentlich in den Gegenden, wo dies in der Hallstattzeit Brauch war. Die Schweiz macht hievon eine Ausnahme. In der jüngern Zeit erscheint wahrscheinlich unter germanischem Einfluß die Sitte der Totenverbrennung. Unter den Grabvorkommnissen sieht sich die Beigabe eines Wagens fort, die wir schon kennen gelernt haben. Im Departement Marne z. B. gibt es 50 Gräber mit Wagen. Das Skelett des Toten liegt zwischen den Rädern auf dem Rücken; beigegeben sind ihm Schwert, Lanzenspitze und gelegentlich zwischen den Schenkeln ein Helm. Massive Schmuckgegenstände aus Gold fehlen selten. Ebenso reich und ausgesessen sind die Eßvorräte, die ins Grab gelegt wurden. Das Kriegergrab von Châlons enthielt Reste von Hasen, Tauben, Hahn und Ente und ein Gericht von Fröschen! Fast alle diese Wagengräber waren von einem kreisförmigen Graben umzogen; was wohl auf rituelle Gebräuche zurückgeht, indem die Toten den magischen Kreis nicht überschreiten können und die Lebenden so vor ihnen geschützt sind.

Ferner stehen wir zum ersten Mal vor dem Holzsarge, der aus Brettern zusammengefügt und mit Eisennägeln geschlossen ist.

Die Gräber mit Bestattung von Frau und Mann zusammen erscheinen im nördlichen Frankreich in solcher Zahl, daß man der Erklärung von Totenhochzeiten nicht mehr länger ausweichen kann. Zumal Cäsar von dem Totenkult der Kelten noch

zu berichten weiß, daß in früherer Zeit Sklaven und Klienten dem Verstorbenen in den Tod folgten. Die Unsterblichkeit der Seele stand bei ihnen nach dem Geographen Mela so fest, daß sie die Ordnung ihrer Geschäfte und die Bezahlung der Schulden auf das Jenseits verschoben. Wenn aber Diodor zu erzählen weiß, daß die Kelten Briefe in den Scheiterhaufen warfen, indem sie hofften, die Verstorbenen könnten sie lesen, so müssen wir hinzufügen, daß die Kenntnis der Schrift erst am Ende der Latènezeit aufkam, dieser Ritus kann daher nur für die Spätlatènezeit gelten.

Die Latètenegräber der Rheingegend, es sei insbesondere Dürkheim erwähnt, weisen einen starken Einschlag an griechischer Importware auf, was auf rege Handelsbeziehungen mit dem Süden schließen läßt. In zwei schweizerischen Gräbern von Horgen und Langdorf wurden griechische Goldmünzen gefunden, eine davon zwischen den Zähnen des Toten. Diese Sitte, den Toten den Obolus für Charon in die Hand oder in den Mund mitzugeben, war in Griechenland und Italien beliebt und ist ohne Zweifel von den Kelten übernommen worden. Sie kommt heute noch in Griechenland vor.

Manche dieser Riten haben noch bis weit in die frühgeschichtliche Zeit angedauert, bis Karl der Große und die christliche Kirche alle heidnischen Bräuche und Totenbeigaben verboten.

Die vorgeschichtliche Forschung aber schöpft ihre Kenntnis von der Vorstellungswelt dieser Völker gerade aus den Gräbern und ihrem Inhalt und wird vielleicht an Hand von neuen Funden in manchen Fragen noch Helligkeit verbreiten können.